

Die Seite der Frau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **101 (1975)**

Heft 44

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

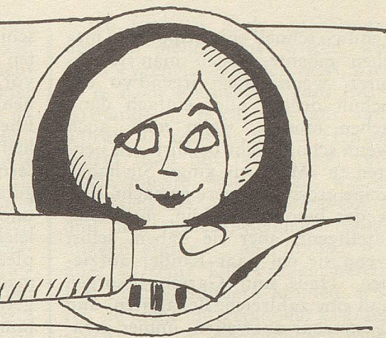
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Seite der Frau



Gewohnheitstier-Garten

Dass der Mensch ein Gewohnheitstier ist, das hat sich so ziemlich herumgesprochen. Und wenn er es nicht schon früher gemerkt hat, so merkt er es bestimmt mit zunehmendem Alter. Das «Ich kann auch anders» verliert etwas von seinem Fanfarenstoss.

«Man gewöhnt sich an alles» ist nicht nur ein tröstlicher Zuspruch, es ist öfter auch eine unwiderlegbare Wahrheit.

Man gewöhnt sich, weil man will, und weit öfter noch, weil man muss.

Man kann das, wenn man will, selbst an ziemlich unwesentlichen Dingen beobachten. Dieser Sommer bot reichlich Gelegenheit dazu. Es war ein seltsamer Sommer. Zuerst so kalt, dass wir heizten (trotz allem!) und uns anzogen wie im Winter. Dann kam auf einmal eine ausgiebige Hitzewelle. Und was geschah? Wir gingen misstrauisch und von längst erworbenen Erkältungen geplagt, weiterhin in – ganz unangemessen – warmen Hüllen auf die Strasse, kamen fast um vor Hitze und klönten, was immer man anziehe sei falsch gewählt.

Dabei blieb es – für unser Klima! – eine schöne Weile richtig heiss, und wir kramten schliesslich doch noch unsere Sommerkleider hervor.

Man kann aber entsprechende Erfahrungen auch bei kurzen Wetterwechseln machen. Vielleicht ist man einfach misstrauisch geworden. Man traut dem – momentanen – Regen oder der – momentanen – Sonne nicht recht.

Wir sind Gewohnheitstiere, aber manchmal erlaubt man uns nicht, es zu sein. Man schmeisst uns plötzlich unsere lieb gewordenen Gewohnheiten über den Haufen.

Sehr oft tun dies die Wissenschafter, diese lästigen Knaben.

Da wären etwa die Sprühdosen, mit denen ich es vor nicht allzulanger Zeit auf dieser Seite zu tun hatte, wenn auch unter einem andern Aspekt, nämlich weil eine ganze Anzahl der meinen einfach nicht funktionierte.

Jetzt aber schreibt man ernst und ermahrend, wir müssen auf sie verzichten, weil und wenn sie funktionieren. Das sei gefährlich für unsere Lungen. Wir sind also ge-

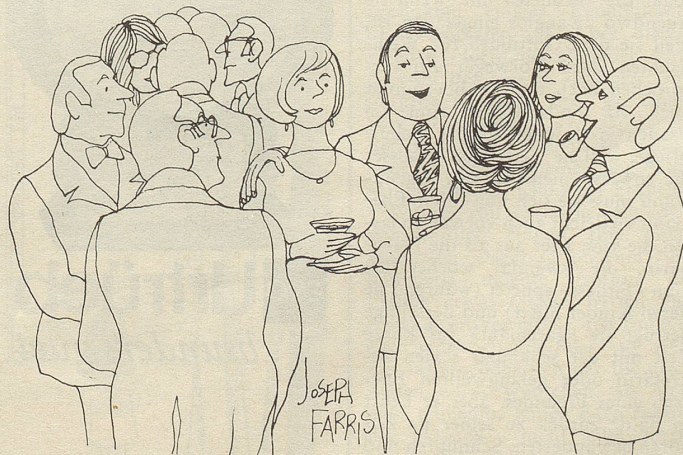
warnt, wie schon so oft. Mein Coiffeur sagte zwar, das bisschen Anspritzen sei viel harmloser als das verfluchte Toupieren, das die Haare vollständig zerreisse.

Ich gebe zu, dass sich mein Coiffeur nicht so aufs Toupieren versteht, aber das scheint mir kein Grund zum Regimewechsel. Und «ein bisschen draufspritzen» wird man ja doch noch dürfen. Nun, die Sprays gibt es noch nicht zu lange, und sicher müssen sie von den lästigen Knaben noch länger und näher untersucht werden.

Aber es ist und bleibt ein Rätsel mit den Gewohnheiten der Menschen. Letzthin fragte ich eine Bekannte, ob sie Schlafmittel nehme. Und sie sagte ja. Seit vierzig Jahren. Dabei sah sie aus wie eine frisch gepflückte Blume. Manchmal nehme sie die allerneuesten, und das gehe dann prima, – bis es nicht mehr so prima gehe. Worauf sie zu noch neueren oder zu den altgewohnten zurückkehre, und siehe, beide funktionieren tadellos.

Nun ja, das Abgewöhnen gehört ja schliesslich zum Gewohntsein. Aber abgewöhnen ist schwerer. Das habe ich vor 16 oder so Jahren gemerkt, als ich mir das Rauchen abgewöhnte. Das war ein hartes Stück Arbeit, um so mehr als ich damals noch von Rauchern umgeben lebte, und von solchen, die am «Abgewöhnen» waren, längst nicht mehr frequentiert wurde. Aber schliesslich ist es mir gelungen, und ich gehe jetzt allen Rauchern auf die Nerven. Am meisten denen im Abgewöhnungszustand.

Bethli



«Darf ich vorstellen: meine Frau, berufstätige Mutter – und ich bin berufstätiger Vater.»

Auch ein Fortschritt

Ich traf kürzlich Frau Harzenmoser im Bus, und sie sah müde aus. Nenei, sie sei nicht krank, sagte sie auf meine besorgte Frage, nur etwas angegriffen wegen dem Chromstahl. Ich bin, was Krankheiten anbelangt, ziemlich unterbelichtet und vermutete, es handle sich da um so etwas wie eine Bleivergiftung, nur auf Chromstahlbasis oder so. Aber das ist es nicht, es ist schlimmer. «Sehen Sie», sagte Frau Harzenmoser gequält, «mit so Chromstahl verbringt man Stunden.» Es ergab sich im Verlaufe des Gesprächs, dass es das Wasser ist, das Wa-a-a-asser, wie in Schuberts Wanderlied, das Wasser, das früher die Frauen mühsam vom Brunnen herein- und nachher wohl auch wieder irgendwie hinauszubefördern hatten, das Wasser also, das Frau Harzenmoser das Leben vergällt. Bei ihr mündet dieses kostbare, herrliche Element in eine hochempfindliche Chromstahllandschaft, denn Frau Harzenmosers Küche ist endlich auch renoviert worden. Das hölzerne Küchenbuffet, die linoleumbedeckten Pfannenregale, den Steingutschüttstein, alles ist sie los.

«Also der Chromstahl», sagte Frau Harzenmoser nicht ohne Stolz, «ist schlag-, säure- und hitzefest.» Ich weiss nicht, wieviele feste Gegenstände bei Harzenmosers in der Küche herumfliegen. Sie pflegen das sonst vornehmlich aus Waggonfenstern zu tun; wenigstens steht es dort so geschrieben. Auch sieht Frau Harzen-

moser nicht aus wie eine Hobby-Chemikerin, und die Säure findet bei ihr wohl nur in Form von Zitronensaft statt. Lediglich für die Hitze schlägt mein mitfühlend Herz; aber ob da eine Keramikplatte nicht auch den Dienst täte?

Item, Frau Harzenmoser sagte mitten in meine Träumerei wehmütig: «Es sind die Tropfspuren.» Man könne, habe der Vertreter ihr eingeschärft, nun nicht mehr so einfach mit Putzpulver herumfegen, nenei Sie! Nachher heisse es nachtrocknen, eincremen mit Spezialpaste und endlich im Scheweisse seines Angesichts polieren wie ein Antikschreiner seine Barockkommode. «Und ich bin gewohnt, alles recht zu machen», versicherte Frau Harzenmoser, und an ihrer schweizerischen Rechtlichkeit wollen wir bitte nicht den leinsten Zweifel aufkommen lassen.

Und wenn wir zur Schonung des Gemütes annehmen möchten, so mühsam erworbene Glanzpunkte hielten hin bis zur nächsten Kocherei, treffen wir bei Frau Harzenmoser auf lauter Wundsein: es soll vorkommen, dass Herr Harzenmoser zwischenhinein ein Glas Wasser holt, wie wenn dasselbe nicht auch im Badezimmer-Lavabo möglich wäre, und hin und futsch sei alle Plage. «Es sind die Tropfspuren», sagte Frau Harzenmoser noch einmal müde und traurig.

Aber da musste ich aussteigen, und im Heimgehen dachte ich daran, dass wir uns im Jahre der Denkmalpflege befinden. Auf der Meersburg am Bodensee, und wohl in schweizerischen Burgen auch, kann man eine Früh-Ausgabe unseres Schüttsteins bewundern. Es handelt sich einfach um einen grob ausgehöhlten Gesteinsbrocken, der, einem Loch in der Wand vorgelegt, das Abwasser auffing und auf direktestem Weg in den Burggraben beförderte. Aber dem wollen wir beileibe nicht nachtrauern; vielmehr froh sein, dass wir es so herrlich weit gebracht haben.

Theresli

Nette Frauen

Zum leicht abgedroschenen und oft missbrauchten «Jahr der Frau» möchte ich jenen Frauen noch ein Kränzlein winden, von denen noch nicht allzuvielen besungen wurden. Die nämlich, an die man als Allein-stehende denkt, wenn man noch ir-

gendwo schnell eine Stippvisite machen möchte, denen man telefoniert, wenn einem irgendwo der Schuh drückt oder einfach dann gehen möchte, wenn man, auch wenn schon leicht bejahrt, am liebsten zu «Mutter» ginge. Sie haben keine grosse Karriere gemacht, sind weder besonders schön, jung oder intelligent, aber sie haben, selbst wenn sie ein paar Kinder aufziehen, Haus und Garten besorgen und eine zahlreiche Bekannten- und Gästeschar aufweisen, immer gerade dann Zeit, wenn man sie braucht. Sie können zu den unmöglichsten Zeiten eine halbe Stunde am Telefon zuhören, offerieren jedem und immer eine Tasse Kaffee oder ein Glas Wein oder auch einen gemütlichen Familienznacht, wenn man es nötig hat. Sie versorgen die eigenen Probleme in die unterste Schublade, wenn jemand seine eigenen mit ihnen besprechen möchte und können vor allem gut zuhören. Sie sind es, die sich eines behinderten Kindes annehmen und es wirklich regelmässig besuchen oder zu sich einladen, während die andern nur grosse Worte machen und «man müsste» und «der Staat sollte» rufen, sie besuchen alte Leute und lassen ihnen vor oder führen sie spazieren, und sie hüten Nachbars Kinder, Hunde und Katzen, wenn Not am Mann (oder eben an der Frau) ist. Sie laden auch die ge-

schiedene Freundin ein und fürchten nicht, die habe nichts anderes vor, als ihr den Mann auszuspannen, und ihre Kinder, oder der Ehemann können jederzeit Freunde heimbringen, ohne dass sie zu zertorn anfangen, sie hätten nicht aufgeräumt, nichts zu Essen im Haus und kein Gästebett bereit. Vielleicht gibt's halt nur «Kafi komplet» und die Betten sind nicht gemacht und sie kommt auch nicht gerade vom Coiffeur, aber, wer immer auch kommt, und zu welcher Tages- und Nachtzeit, hat das Gefühl, erwünscht zu sein und nicht zu stören.

Man schreibt selten über sie und sie selbst finden es überhaupt nicht erwähnenswert, aber ich finde, nebst all dem Geschrei um Selbstverwirklichung der Frau, nebst all dem Getue von berufstätig oder nicht, von frustrierten Hausfrauen, die zu Hause versauern, könnte man ihnen ruhig einmal ein Kränzlein winden. Wenn es sie nämlich nicht gäbe, wo verbrächten alle Kinder der Berufstätigen ihre Freizeit, wo könnten wir noch unser Herz ausschütten und wo wäre es noch richtig gemütlich?

Es ist ja gar nicht so, dass sie vielleicht nicht auch in einen interessanten Beruf zurückmöchten oder gedankenlos im Putzen und Jäten aufgehen, im Gegenteil (zumindest nach meinen Erfahrungen), sie verzichten ganz bewusst auf vieles, weil sie wissen, dass sie sehr nötig sind, die altmöglichen Nurhausfrauen, um deren (um es etwas kitschig auszudrücken) Schürze und Herd sich alles scharf. Der Ehemann macht interessante Reisen in alle Welt, die ledige oder geschiedene Freundin erzählt vom abwechslungsreichen Berufsleben und die Besuche bei den alten Leuten oder geschädigten Kindern sind nicht immer erfreulich, aber sie hat sich ihre Aufgabe gesucht (eine nicht allzu attraktive und oft undankbare) und weiss, dass diese von jemandem gemacht werden muss. Sie hat keinen Anlass, sich herauszuputzen, ihr genügen die Jeans oder sogar die Küchenschürze, und gesellschaftlich ist sie kein Star (sie nimmt vielleicht sogar die «Lismet» mit, wenn sie irgendwo zwanglos eingeladen ist, weil sie dem Göttibueb für Weihnachten einen Norwegerpulli versprochen hat), und sie übernimmt auch ein undankbares Amt im Frauenverein oder in der Schulpflege, weil sie weiss, dass es ausser ihr sowieso niemand tut. Irgendwann muss sie sich von ihrem Ehemann vielleicht auch vorwerfen lassen, sie sehe älter aus als die Nachbarin, die zweimal wöchentlich zum «Fitness» spurtet (während sie deren Kinder hütet) und derselbe betrügt sie «garemänt» für kurze Zeit mit der schampar sexien Sekretärin oder gelangweilten Ehefrau eines Freundes, aber er kehrt in Bälde zurück zu seiner im Zuhören bewanderten, Schnupfen und Schnarcheln tolerierenden und nie keifenden Eheliebsten.

Es gäbe noch viel über sie zu sa-

gen, aber eben, weil sie findet, das sei doch selbstverständlich, möchte ich sie nicht noch verlegener machen und ihnen allen kollektiv Dank sagen, dass sie so sind, wie sie sind. Ich befürworte alle Bestrebungen nach Gleichberechtigung und möchte keiner Frauenrechtlerin dreinreden, aber wenn diese Sorte Frauen einmal aussterben sollte, dann sind wir alle ganz Arme, gäll Bethli, da bist Du meiner Meinung? Sina

PS. Eine, die leider eben nicht so ist.
PS. Ich leider auch nicht. Bethli

Geschützte Umwelt

Es ist doch rührend. Wenn zum Beispiel ein Kleinkind seiner Mutter bei der Reinigung des Fussbodens helfen will. Einfach rührend, auch wenn es dazu Schuhwische benützt. Wer könnte da im Ernst böse sein? Hauptsache ist doch der gute Wille, nicht wahr? Aber was rede ich von Kleinkindern. Wieviel guten Willen zeigen doch auch die ausgewachsenen Erwachsenen. Zwar ist halt der Lernprozess nie abgeschlossen, und somit ist auch ein Ausgewachsener ständig irgendwie im Kinds-, Lern- und Schutzalter. Es ist ja schliesslich noch kein Meister vom Himmel gefallen, schon gar kein erwachsener.

Also z. B. mit dem Umweltschutz. Ich bewundere einfach die

Menschheit (mich natürlich eingeschlossen), wie leicht sie von Begriff ist. Da tüfteln gescheite Köpfe ein ausgeklügeltes Verfahren aus, wie man aus Altpapier wieder Neupapier – wenn auch etwas graues – herstellen kann, und natürlich sofort sind die intregren und umweltfreundlichen Kaufhäuser, also vor allem die, die dahinter stecken, mit Feuereifer dabei. Nein, es ist nämlich nicht so leicht, den Konsumenten den Umweltschutz schmackhaft zu machen und sie dazu zu bringen, ihre Glückwünsche, Liebesbriefe, Beileidwünsche, Kündigungen und überhaupt alles auf Umweltschutzpapier zu schreiben. Aber es ist rührend, wie sie das versuchen. Wenn wir die guten Verkäufer nicht hätten!

Hast Du gesehen, liebes Bethli, was die gemacht haben? Sie verkaufen das Umweltschutzpapier garniert, damit es anmächeliger aussieht! Hoffentlich hat sich keiner den Kopf zerbrochen, um auf diese Glanzidee zu kommen.

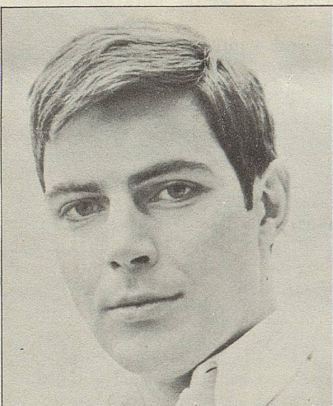
Wenn man also jetzt an gewissen Orten (Namen sind ja tabu wegen der Schleichwerbung) einen A-4-Block Umweltschutzpapier kauft, bekommt man dazu eine hübsche, farbige, dicke Schutzmappe aus Plastic. Weissst Du, so eine mit Fächli, zum Kalenderli und Zetteli etc. versorgen. Und die kleinen Umweltschutzblöckli haben einen ebensolchen dicken Plasticumschlag. Schön, nicht wahr? Zwar muss man wahrscheinlich auch etwas mehr bezahlen, aber schliesslich muss man gute Ideen unterstützen. Nur beim Telefonieren muss man dann den Hörer zwischen Achsel und Ohr klemmen, wenn man den Zeitpunkt des Rendez-vous notieren will, weil man dann eine Hand braucht, um den Deckel des Blöcklis zu halten, und die andere zum Schreiben. Aber mit etwas Übung geht das gut. Für den Umweltschutz tut man doch fast alles. Und bei der Mappe auch. Da muss man erst den Deckel öffnen und braucht dadurch etwas mehr Platz. Sollte einem aber die Deckelöffnerlei verleidet sein, kann man getrost und bedenkenlos Mappe und Umschlagdeckel in den Kübel werfen. Erstens gibt es sicher auch dafür Recyclingverfahren, die schliesslich amortisiert werden müssen, und zweitens hat man Umweltschutzpapier verwendet und somit schon genug des Guten getan.

Oder ist dem nicht so? Haben wir etwa noch nicht ausgelernt, und sind wir Menschen rund um den Globus womöglich noch immer im Umweltschutzalter?

Yvonne

Der Hartnäckige

Ein junges Paar hat Freunde zum Nachtessen eingeladen. Die Hausfrau war am Morgen zum Einkaufen in die Stadt gegangen und hatte den vierjährigen Hansli mitgenommen. Am Nachmittag wurden alle



Jetzt hilft eine Hefekur mit

VIGAR HEFE

bei unreinem Teint, Bibeli, Furunkulose

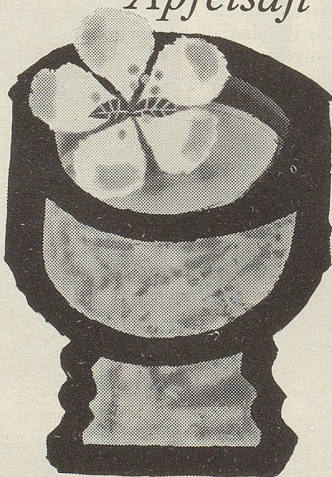
bei Magen- und Darmstörungen

bei Frühjahrs- und Herbstmüdigkeit

VIGAR HEFE Dragées sind geschmackfrei und angenehm einzunehmen

Originalpackung mit 200 Dragées Fr. 7.50
Kurpackung mit 500 Dragées Fr. 15.-
in Apotheken und Drogerien

Fabelhaft ist
Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

Vorbereitungen getroffen, der Tisch gedeckt und alles für das Essen hergerichtet. Hansli genoss sein Bad ganz besonders, denn die Eltern hatten keine Zeit, sich um ihn zu kümmern. So konnte er länger als sonst darin plantschen und mit den Badtieren spielen. Dann musste er allein sein Nachtmahl einnehmen, was ihm weniger behagte, und nachher wurde er von der Mutter in aller Eile ins Bett gesteckt und ermahnt, recht bald einzuschlafen.

Die Gäste erschienen in angeregter Stimmung, und der Abend versprach sehr fröhlich zu werden. Die Mutter gratulierte sich im stillen, ihren Buben so widerstandslos versorgt zu haben und wählte ihn schon in tiefem Schlaf. Aber als sich die Gesellschaft zu Tisch setzen wollte, ging die Tür auf und eine Gestalt im Pyjama erschien. «Mami, i cha nid iischlafa», erklärte der Kleine. So durfte er hereinkommen und die Tafelrunde der Reihe nach begrüssen; worauf die Mutter ihn zurück ins Bett brachte. Sie ermahnte ihn, jetzt einzuschlafen und begab sich wieder zu ihren Gästen. Eine Weile drehte sich das Gespräch um das Problem «Kleinkind und Erziehung», um dann auf andere Themen überzugehen, während man dem vorzüglichen Essen alle Ehre

antat. Gerade war das Hauptgericht von der Hausfrau und einer hilfreichen Freundin aufgetragen worden, als beinahe lautlos die Tür aufging, der Hansli blinzeln in die helle Stube schaute und jammerte, er könne halt einfach nicht einschlafen. Jetzt versuchte es die geplagte Mutter mit einem Ablenkungsmanöver, nahm ihn auf die Seite und sagte, er brauche nur ganz ruhig zu liegen, die Augen zu schliessen, und dann werde er lauter lustige Schäflein und Häslein sehn und könne gut einschlafen. Zögernd verschwand das Bübchen in sein Zimmer, und die Erwachsenen dämpften ihre Stimmen. Man war am Dessert angelangt, als abermals die Tür sich öffnete und eine klägliche Stimme laut wurde: «Mami, i gseh keini Häsli und Schöfli, wenn i d Auge zuemache. Nume luter Fläsche und Būchse vom Migros!»
Christine

«Antike Liebe»

Liebes Bethli, es freute mich, dass Du (in Nr. 38) das tapferere Vreneli erwähnt hast, nämlich die Glarnerin, die ihren Mann aus dem erboberten Schloss im Städtchen Blumenfeld «krätzte». Das weckte bei mir Erinnerungen an den ersten «grossen» Schulausflug. Wir durf-

ten eine «Ganztägige» machen, ins «Badische» hinaus. Wie wir nach Stühlingen kamen, weiss ich nicht mehr genau, entweder zu Fuss oder auf einem «Laaterewage». Von da fuhren wir mit der «strategischen» Bahn (so wurde sie in der Schule stets bezeichnet, wie Olten als «Banknotenpunkt»). In Fützen stiegen wir aus. Im Gänsemarsch ging es von da endlosen Stoppelfeldern entlang. Die vielen Mütter, die mitgekommen waren (um auch etwas von der Welt zu sehen, andere Möglichkeiten gab es für sie damals kaum), kamen fast nicht nach, da sie sich viel zu schön angezogen hatten. Es war nämlich schrecklich heiss.

Uns hatte man vorher die Geschichte von der Glarnerin erzählt. Da man uns ihren Namen verschwie, taufte ich sie im stillen Vreneli, vermutlich hiess sie noch Tschudi, Blumer oder Hösl. Während wir auf der schattenlosen Hochebene schwitzten, studierte ich, wie wohl das Vreneli von Glarus nach Blumenfeld gekommen sei. Zu Fuss, wie wir, in einer Sänfte oder gar auf einem Ross?

In Blumenfeld war ich etwas enttäuscht. Das Schloss war nicht so majestätisch (heute steht es verlottert neben einem modernen Altersheim) wie dasjenige von Stühlingen. Und vom Vreneli gab's keine Spur.

Letzthin fiel mir wieder das Bild «Die Glarnerin zu Blumenfeld» (es hat zwei n) in die Hände. Die Frau von Roseneck (so hiess ihr Gemahl) geht mit ihren beiden Kindern aus dem Schloss. Ihr Mann hockt ihr mit seinen Schenkeln auf den Hüften und verdeckt sein Angesicht. Befaggt werden sie von Innerschweizer Boys, die wie an einer Modeschau viel vaterländisches Dekor besitzen: Hot-Pants, tolle Beine, Hellebarden, Morgensterne, flatternde Fahnen und Armbrüste). Das Bild könnte von Martin Disteli sein, oder von einem Zeitgenossen (zirka 1830-34 gemacht). Damals wehte ja beinahe eine Art «Internationales Vorjahr der Frauen» durch Europa. Heldenhafte Schweizerinnen (meistens namenlos) tauchten in den Presseprodukten einiger Republikaner und Radikaler auf. Aber diesem zweiten Hoffnungsschimmer wurde bald der Garaus diktiert. Und so gehe ich denn über zu einem Satz in Deinem «Antike-Liebesbericht», der mir nicht so gefällt, nämlich Deine Bemerkung zum «Internationalen Jahr der Frauen».

Warum soll es lästig sein, dass sich endlich einmal eine internationale Organisation um uns kümmern möchte (sofern die Frauen etwas Gspüri hätten und etwas Positives täten). Ich finde es eher eine Schande, dass so viele nur lästern oder sich gar die alten Zeiten zurückwünschen, als Vrenelis namenlos leiden oder ausziehen mussten – nicht jedes durfte unbelästigt aus dem Haus, wenn die beutegierigen Eroberer kamen ...

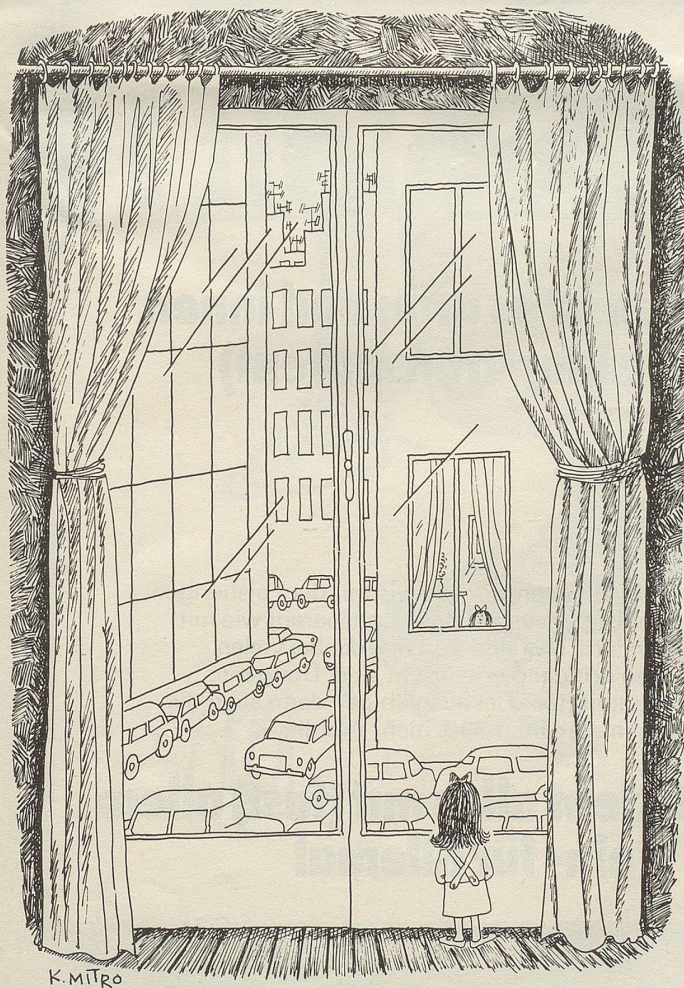
Ich finde es auch «gschämig», dass wir nicht einmal wissen, wie jenes «Vreneli» wirklich hiess, wieso es nach Blumenfeld kam (Mitgiftthandel?), noch was aus ihm wurde, als es seine zweite Heimat erneut (und mit fast nichts) verlassen musste. Wir wissen, wie es in Glarus der armen Anna Göldi und dem «gufenspeienden» Annamiggeli erging ... aber musste das alles so sein? Die Frauen hätten viel Leid verhindern können, wären sie nicht untereinander so grausam (wie z. B. Annamiggelis Mutter gegen die tüchtige Anna).

Warum schaut nicht einmal eine Glarnerin in den ganz wunderbaren Genealogie-Büchern (von J. J. Kubli in jahrelanger Arbeit erstellt) nach? Vielleicht könnte man da noch Spuren finden, die zur «Glarnerin in Blumenfeld» weisen und ihr weiteres Schicksal ergründen. Das wäre, so finde ich (obwohl es weit Wichtigeres zu tun gibt) doch positiver, als den Uno-Entscheid als lästig zu empfinden. Nüt für uguet!
Berta Rahm

Hoffnungslos altmodisch

An unserem «City-Markt» blieb eine ältere Frau vor einem Stand mit Haushaltartikeln stehen und erkundigte sich nach dem Preis einer kleinen Giesskanne. Der dicke Verkäufer rief gutgelaunt: «Für nur vierzehn Franken diese kleine Kanne hier!» Die Frau antwortete: «Die letzte hat sieben Franken gekostet.» Darauf der Mann im Billigen-Jakob-Tonfall zu den Umstehenden: «Ich glaube, das Muetterli ist seit zwei Jahren nie mehr auf einem Markt gewesen!»

Aehnlich erging es mir selber in einem Tea-room, der jetzt «Kafi» heisst. Ich traf dort eine alleinstehende Bekannte, die nach gehabtem Mittagessen beim Dessert angelangt war. Das verleitete mich dazu, ihr Gesellschaft zu leisten und zu meinem Kaffee nach langem wieder einmal ein Guetzli zu vertilgen. Also begab ich mich an die Süssigkeitsvitrine und erwählte einen «Härdöpfel», so ein kartoffelähnliches Biscuitguetzli mit Marzipanüberzug. Neben mir lud sich eine Frau ein Stück mit Nidel gekrönten Aprikosenkuchen auf den Teller, und eine andere widerstand der Schwarzwäldertorte nicht. Als mir das Fräulein mein Stückli brachte, lag auch der Kassabon dabei: 90 Rappen. Flugs stand ich auf und ging zurück zur Vitrine. Dort sagte ich: «Wahrscheinlich hat man mir den Bon der Frau beigelegt, die Aprikosenkuchen holte. Ich selber hatte nur einen «Härdöpfel».» Die Antwort war vernichtend: «Was meinen Sie eigentlich? Kuchen mit Schlagrahm kostet zwei Franken. Die Schwarzwäldertorte ist 2.50.» Beschämt über meine Antiquiertheit zottelte ich ab. Das kleine Guetzli war mit zwei Gabelhieben zerlegt und aufgegessen ...
HG



K. MITRO